VIII. Heft. Preis 30 Kr. ö. W. = 5 Sgr.

Zeitgenossen.

Biographische Skizzen von Alfred v. Wurzbach.

Karl Gutzkow.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

Zeitgenossen.

Biographische Skizzen

von

Alfred von Wurzbach.

Erste Serie.

1. Ludw. Uhland.	7. Alex. Herzen.
2. Carl Vogt.	8. Carl Gutzkow.
3. Ferd. Lassalle.	9. Wilh. v. Kaulbach.
4. Alex. Dumas Sohn.	10. Rich. Wagner.
5. Gioach. Rossini.	11. Bogumil Dawison.
6. Arth. Schopenhauer.	12. Gräfin Hahn-Hahn.

In abgeschlossenen Heften à 5—6 Bogen. Miniaturform.
Elegant geheftet. Mit Portraits.

Preis à Heft 30 kr. ö. W. = 5 Sgr. = 18 kr. rhein.

Prospect.

Das von Tag zu Tag wachsende Interesse, welches die Gegenwart jenen Charakteren entgegenbringt, die auf irgend einem Gebiete geistiger Thätigkeit, schöpferisch oder belebend gewirkt, macht sich zunächst in dem Verlangen geltend, die näheren Lebensverhältnisse dieser Zeitgenossen kennen zu lernen. Was auch das beste Conversations-Lexikon zu bieten vermag, reicht nicht hin, das Interesse nur dürftig zu befriedigen. Die Journale verzeichnen wohl täglich Züge aus dem Leben solcher Persönlichkeiten, die das Interesse noch mehr anregen, aber in ihrer Isolirtheit kein Gesammtbild zu geben im Stande sind.

Somit füllt ein Unternehmen, wie das vorliegende, eine Lücke des deutschen Büchermarktes aus, die sich in der steigenden Nachfrage des gebildeten Publikums längst fühlbar gemacht.

In den „Zeitgenossen" zeichnet Alfred von Wurzbach eine Reihe solcher Charaktere, die entweder auf dem Gebiete der Literatur, Kunst, Wissenschaft oder dem der Politik, unserer Zeit eine charakterisirende Färbung gegeben.

(Fortsetzung des Prospectes auf der nächsten Umschlagseite.)


Karl Gutzkow

Zeitgenossen.
Biographische Skizzen von Alfred von Wurzbach.
VIII. Heft.

Karl Gutzkow.

Mit Portrait.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1871.

Karl Gutzkow.

I.

Karl Gutzkow erblickte am 17. März 1811 unter dem Zeichen des großen Kometen, als der Saft in der Rebe, die jenes Jahr berühmt gemacht, zu treiben begann, in Berlin in einer Umgebung das Licht der Welt, deren romantische Eindrücke auf den heranwachsenden Knaben und auf sein späteres Geistesleben nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

In seinem Buche „Aus der Knabenzeit" schildert er selbst die Idylle seiner Jugendtage.

Sein Vater war Leibbereiter des Prinzen Wilhelm und bewohnte mit seiner Fa-

milie den Thurm des Akademiegebäudes, das damals mit großen weiten Plätzen, einzelnen alten Häusern und schaurigen Schlupfwinkeln umgeben war. Das Gebäude der Akademie selbst glich mit seinen dunklen Hallen und zahlreichen Irrgängen einem alten verzauberten Schloß, das um so mehr Grauen einflößte, als in einem Theile desselben sich auch die Anatomie befand. Dagegen herrschte in dem geräumigen Hofe fortwährend ein geräuschvolles, zuweilen auch lustiges Leben. Dort war der Marstall des Prinzen; eine Reihe glänzender Carrossen stand unter schützenden Remisen. Diese eleganten Hofwagen mit ihren bezopften und reichbetreßten Leibkutschern in altfränkischer, wunderlicher Tracht fuhren ab und zu, und das militärische Geräusch der Leib-Uhlanen, welche ihre Wache in dem Hofe hatten und zeitweise in ihrem soldatischen Schmuck Uebungen vornahmen und Paraden abhielten,

verlieh dem öden, abgelegenen Raume ein reichbewegtes Leben.

Es war natürlich, daß von all' diesen Vorgängen und Oertlichkeiten im Gedächtniß des Knaben manches hängen blieb, da er sie täglich vor Augen sah und beim Wandern nach der sogenannten „Klippschule" an ihnen vorüber mußte.

Aber enge Räume, eine beschränkte Häuslichkeit, eine getheilte Küche, Dienstverhältnisse und Lebenssorgen, kurz die ganze ärmliche Welt beschränkter Verhältnisse trat ihm zunächst entgegen. Mitten in ihnen stand Gutzkow's Wiege, mit dem ganzen Morgen seiner Jugend. Diese Jugend war nicht glänzend, nicht zukunftverheißend. Aber sie hatte den Reiz der Originalität, der durch den Nachklang des damals sich beendenden Krieges und vor Allem durch die Hantierung mit schönen, edlen Pferden erhöht wurde.

Nicht wenig gesteigert ward diese Ori-

ginalität durch seine Familienabstammung aus dem Pommerlande vom Vater her. Zu dieser hartnäckigen, unerschöpflichen Nationalkraft — so unüberwindlich wie die der Vendéer in Frankreich — gesellte sich bei Gutzkow eine fast sanguinische Reizbarkeit, die sich bald als eroberungssüchtiger, hochfliegender Ehrgeiz, bald als höchst nervenzarte Empfindlichkeit äußerte. Dieser Verein von urwüchsiger Kraft und reizbarer Hitze ist psychologisch beachtenswerth.

Gutzkow's Vater, seinem Handwerke nach ein Maurer, der seine Vorliebe für die schönen Pferde der königlichen Prinzen bei jeder Gelegenheit freiwillig durch Striegeln und in die Schwemme reiten bethätigte, wurde dem Prinzen Wilhelm von seinem Erzieher, dem Grafen Brühl, selbst empfohlen, und Prinz Wilhelm, ein gemüthlicher und bei den traurigen, zurückgezogenen Verhältnissen, in welchen der

Vater die eigene königliche Familie zu leben zwang, in Bescheidenheit aufwachsender Jüngling, gewöhnte sich an den ersten Pfleger seines neuen Marstalls, den jungen pommerschen Dorfsohn, so sehr, daß sie lebenslang sich nicht wieder aus den Augen verloren.

Die ersten selbstständigen Reisen nach Böhmen, Sachsen, Schlesien, der Feldzug von 1806, der Rückzug und der Aufenthalt in Königsberg, die Freiheitskriege und nach ihnen noch manches Jahr des Friedens und des gerüsteten Manövers hielten Herr und Diener — der eine in Gnaden, der andere in Treuen — zusammen. Welche Fülle von Erlebnissen, deren Erzählung und winterabendlich hundertfach wiederholte Darstellung die Phantasie des Kindes mit allen Zaubern der Fremde und der buntesten Lebensbeziehungen erfüllte!

Und wie wußte der Vater zu fabuli-

ren! „Du warst geboren," erzählte er oft, „ein schöner Märztag im Kometenjahre. Die Sonne schien auf's Bett der Mutter. Sie wollte hinaus, so prächtig roch es nach Hyacinthen und Frühjahr. Nach acht Tagen war schon die Taufe. Neun Pathen, der zehnte war der Prinz. Am Abend, da der Secretär eine goldene Bescherung vom Schlosse in die Wiege warf, ging's hoch her. Bis in die Nacht wurde getafelt, gesungen. Die Mutter wird aber krank. Da bestellt der Prinz die braune Venus, eine Stute, die er selbst gekauft hatte. Man reitet eine Stunde. Der Prinz wendet sich alle zehn Minuten um und will die Venus gelobt haben ... Geht sie nicht superb? ... Hoheit, ein Punkt im Auge ... Wetter, mit Eurem Punkt ... Weil ich sie gekauft habe, hat sie einen Punkt im Auge ... Sie wird blind werden, Hoheit! ... Ist nicht wahr! War ein armer Rittmeister, dem ich das Pferd abgekauft habe;

hat keinen Punkt ... Aber Hoheit ... Hat keinen Punkt! Hättet Ihr das Pferd gekauft, der Stallmeister und die Anderen, dann hätte die Venus keinen Punkt. Nun hab' ich einmal eingekauft, so soll sie einen Punkt haben! ... Damit die Sporen gegeben, dann wieder innegehalten ... Bist so traurig! Was ist? ... Hoheit ... Der Junge gesund? ... Die Frau ... Krank? ... Sterbenskrank ... Leibarzt soll kommen. Und so lange sie stillt, soll sie von meinem Tisch essen und meinen Burgunder trinken!"

So wurde der Junge mit Milch aus Prinzenkost getränkt und hatte in späteren Jahren auf die bitteren Vorwürfe, wie man bei solchen Verpflichtungen sich unter den Turnern, den Demagogen, den Literaten und „Gottesleugnern" betreffen lassen konnte, kaum eine andere Antwort als die: „Was kann man gegen so nährende Muttermilch?"

Gutzkow schildert Vater und Mutter, den Pommer und die Berlinerin, drastisch. „Dem sanguinischen, leidenschaftlichen, abenteuerlich bewegten Charakter des Vaters," sagt er, „hielt das schalkhaft blitzende, freundlich lächelnde, grübelnd zweifelnde Auge der Mutter fast den Widerpart. Der pommersche Reitersmann hatte etwas vom Beduinen; immer sich tummelnd, immer unruhig, rastlos. Morgens mit der Sonne auf, im Gespräch das Ende vergessend und dabei doch Alles mit Umsicht und Eifer erledigend, ehrgeizig, schnell verletzt und leicht versöhnt. Sein Weib kam im Gegentheil von einem Princip der Stabilität her. Ihr Vater, ein Zuckersieder bei den Schickler'schen Entreprisen, der in den äußersten Vorstädten wohnte, hatte von einer einzigen Frau achtzehn Kinder."

Der Knabe wuchs in einem bewegten Gewühl von Onkeln, Vettern und Basen auf. Fast alle waren Handwerker, die weit

'rumkamen, sich durchschlugen und dem harten Leben mit Schweiß und Mühe Tribut abrangen. Dagegen bot der Dienst des Vaters, die trauliche Nähe im Dienste eines Prinzen den glänzendsten Contrast. Die Sehnsucht nach Pracht und Glück, aber auch der Geist des Widerspruches gegen die Bevorzugung des Zufalls ward früh im jungen Kopfe rege. Daneben die Hörsäle der Anatomie mit den Secirtischen und den Medicinern, das bunte Treiben der Pferdejungen und Stallknechte — welche Welt der Gegensätze und schärfster Wirklichkeit! Wie oft drang nicht das Schreckenswort an des Knaben Ohr, daß dieser oder jener lustige Reiter im „Klinikum", an dieser grauenvollen Pforte des Lebens, wo der Tod statt der Sense eine chirurgische Säge schwingt, rettungslos darniederläge, daß sein guter Hektor, sein treuer Ajax ihm die Brust zerschlagen hätte!

Andererseits boten die Ausflüge nach dem kleinen, hinter Pankow gelegenen Schlosse Schönhausen, wo die fromme, in Wohlthun sich gefallende Prinzessin Marianne ihre Villeggiatur mit ländlich-frommen Festen sich schmückte, manches Angenehme. Die Fürstin lud Alles, was jung und frisch, besonders die Dorfkinder von Schönhausen zu sich ein, und ließ sie mit den eigenen Söhnen und Töchtern auf einige Stunden Kameradschaft schließen. Die Lakaien putzten natürlich den Bauernjungen erst die Nasen und die Kammerjungfern untersuchten die Mädchen, ob sie ordentlich gewaschen und gekämmt waren. Dann durfte der ganze Troß mit den größeren und kleineren Hoheiten an langgedeckten Tischen frischgestrichene Buttersemmeln schmausen, Milch trinken oder Kirschen und Birnen essen. Es wurde gespielt zwischen Arm und Reich, Gering und Vornehm. Aber nur der wilde Neck-

sinn und Haschegeist tobte sich da bei dem vornehmen Blute aus; in Gutzkow, däucht uns, mag sich jene ihm eigene feine Satyre auf die in Glück gewiegten Classen damals zuerst geregt haben.

II.

Gutzkow's Vater gab auf Anregung der Prinzessin Marianne sein Geschäft als Rossebändiger auf und erhielt im Kriegsministerium einen kleinen Dienst. Damit kam der Knabe aus der Sphäre der Linden in jene obere Wilhelmsstraße, die wegen der dort ansässigen Einwanderer aus Mähren spottweise die Walachei genannt ward, und deren Doppelexistenz, oben die Weber, Schuster, Raschmacher, unten die Paläste mit den Equipagen und Lakaien auf den breiten Treppenrampen, die Contraste, welche die Kinderseele aufgenommen, nicht zu verwischen geeignet war; wie denn Berlin mit seinem Glanz

und seinem Proletariat, ohne gleich starke Vermittlung eines tüchtig consolidirten Bürgerthums, recht eigentlich eine Stadt der Gegensätze gewesen.

Gutzkow ward zunächst Gymnasiast auf dem Friedrichs-Werder im Jahre 1821.

Höchst fördernd für seine Ausbildung wurde die Bekanntschaft mit einer wohlhabenden Familie, die neben dem prinzlichen Marstall wohnte, Gutzkow und seine einzige Schwester zu Spielgefährten ihrer eigenen Kinder heranzog und, die Talente des Knaben früh erkennend, dieselben auf jede Weise zu fördern suchte.

Abgesehen von seinen außerordentlichen geistigen Fähigkeiten, unermüdlichem Fleiße, intelligenten Aeußerungen lenkte er als zwölfjähriger Gymnasiast die Aufmerksamkeit zunächst dadurch auf sich, daß er wegen eines abgerissenen Anschlagzettels eines Tages einen kleinen Straßenauflauf in Berlin veranlaßte und eine halbe Stunde

lang in dem schwarz-weißen „Schilderhause“ des Wachpostens am Seehandlungsgebäude internirt wurde.

Er frequentirte die Hochschule in der Absicht, bei Hegel, Gans, Schleiermacher ꝛc. Philosophie und Theologie zu studiren, aber damals schon war er entschlossen, aus der Theologie kein Brodstudium zu machen, obwohl er so weit kam, daß er am Pfingstsonntage 1832 auf Schleiermacher's Kanzel in der Dreifaltigkeitskirche — eine Predigt hielt.

Diese theologischen und philosophischen Studien und die genannten Lehrer gaben allen seinen späteren Arbeiten einen eigenthümlichen Charakter und einen lebhaften, didaktischen Anhauch. „Wenn Schiller“ — bemerkt ein geistvoller Biograph Gutzkow's — „Menschen und Dinge mit vorwiegend historischem Blicke betrachtete, so sucht sie Gutzkow in die Beleuchtung zu stellen, die von den verschiedenen Anschauungen des

Christenthums, der neueren Philosophie, der socialen Lehren ausströmt. Nicht äußerlich und willkürlich nimmt er diese Elemente auf, sie sind von den Tagen her, als er Hegel und Schleiermacher hörte, die Luft seines Lebens geblieben. — In allen bedeutenden Werken Gutzkow's kehrt die religiöse Frage wieder. Sie durchdringt sein Denken, sie bewegt sein Gemüth; in irgend einer Verhüllung tritt sie überall auf. Von der Ironie beginnend, durch Zweifel und Hindernisse jeder Art sich muthig hindurchschlagend, will sie eine freie Höhe erreichen, wo vor dem Lichte einer edleren und reineren Gottesverehrung die Nebel des Irdischen, des an die Kirche gefesselten Geistes zerstieben."

Diese philosophischen und theologischen Studien waren es aber auch, die in ihm frühzeitig die goldenen Grundsätze zur Reife brachten: „Die Meinungen, die man Dir als Religion aufdringt, abzulehnen,

das eben sei Deine Religion," — dann „wirst Du nie in die leere Luft verzweifelnde Gebete entsenden und Bitten an das obwaltende Geschick richten um Abwendungen und glückliche Ausgänge, wenn Du Dich früher gewöhnt hast, die natürliche Folgerichtigkeit aller Deiner Handlungen als eines der ersten Attribute der Gottheit, ja als die waltende Gottheit selbst zu erkennen."

Noch ein wichtiger Umstand, der für Gutzkow's frühe Entwicklung und Reife von größtem Einflusse, scheint uns seine Stellung zum weiblichen Geschlechte gewesen zu sein. Das Verhältniß des Mannes zur Frau bleibt unter allen Umständen, wie das natürlichste, so auch das wichtigste. Es ist bekannt, daß einst Marcus Cato sagte: er halte es für einen größeren Ruhm, ein guter Ehemann, als ein großer Senator zu sein.

Ein Bekenntniß, welches Gutzkow in

dem früher erwähnten Buche einem Jugendfreunde in den Mund legt, scheint nicht ohne psychologischen Werth, und wir wollen nicht unterlassen, es mitzutheilen.

„O, mein Freund," gestand ihm einst ein wilder, blindlings den Frauen nachrasender Freund, „ich bejammere, was ich von Phantasie, Glauben, Lebensmuth und Lebenskraft an die Frauen verlor! Ich hatte nie in der Nähe zarter, schöner froher Mädchen gestanden, ich hatte nie diese zauberische Berührung von Atlas, Sammt und Seide empfunden, nie mich gestreift an einem schönen Arme oder an einem Handschuhe, der zierliche Finger umschloß. Endlich erwachte im Jüngling diese glühende, zurückgehaltene Sehnsucht zum Weibe. Ich hatte das Wissen in seinem schweren und nur halb belohnenden Erwerbe hinter mir, nun wollte ich ein höheres Licht, das wahre Leben, wollte die Schönheit und das Herz ... wohin

führte mich der Taumel dieser Sehnsucht? Es mag unglaublich klingen, aber es ist wahr, ich suchte überall, wo nur ein Weib mir begegnete, mein tiefes Bedürfen nach weicher, schmiegsamer Hingebung, mein tiefstes Hangen und Bangen nach dem Geheimniß der glücklichen Liebe zu befriedigen. Ich liebte edle Mädchen, aber der Roman des Hoffens und Werbens entnervte, tödtete mich. Ich wollte besitzen. Nicht besitzen um des flüchtigen Genusses willen, nein, ich wollte den Edelstein des Frauenzaubers selbst im Schutte suchen, vor dem ich schauderte. Putz, selbst da, wo keine Schönheit war, reizte mein Auge, das in schönen Formen nie Kunde und Uebung hatte. Ich fühlte das Bedürfen, irgendwie dem Weibe nahe zu sein, irgendwie in diese Existenz einer anderen Welt einzublicken, irgendwie in diesem so glücklichen, neutralen Principe in allen Alternativen des Denkens und des Lebens mich

anzusiedeln. Wie ruht es sich so still an einem Haupte aus, das allein nur an Dich denkt, in diesem Augenblicke wenigstens auch ihr Vergessen nur in Dir findet! Im Doppelleben der Menschheit als Mann und Weib liegt eines der Zauberworte, das uns die Thür des Jenseits entriegelt. Dies wollt' ich hören, belauschen, selbst aus wilden und rohen Klängen abhorchen. Wen liebt' ich nicht? Himmel, und doch schlug selbst aus der Asche bemitleidenswerther Frauen noch manchmal eine reine Flamme auf, rührte mich und konnte mich und sie auf Augenblicke heben. Ein der Liebe reiches Herz bedarf der Liebe! Nein! Hätt' ich als Knabe den schönen Frauen und ihrem Sinne, der sich zu schmücken liebt, näher gestanden, ich wäre vor den trübsten Erfahrungen bewahrt geblieben."

Liegt in diesem Stück Selbstbekenntniß des „jungen Deutschland's" nicht eine entschuldigende Erklärung für sämmtliche

mißlungene Frauengestalten Gutzkow's? Kein Dichter hatte weniger Glück mit seinen Frauencharakteren, keiner hat bei so bedeutenden Erfolgen, die er mit Romanen und Dramen erzielt, das „ewig Weibliche", den beseligenden Zauber der Frauenseele weniger erfaßt als Gutzkow. Wally, Seraphine, die Wellenbraut, die Frauen in seinen sämmtlichen Theaterstücken, von der psychologisch unmöglichen Mutter Richard Savage's bis zu Liesli herab, sind ohne Lebensfähigkeit, unbestimmte, schemenhafte Verkörperungen einer Idee, einer Grille des Dichters — aber keine Frauen.

Erst in späteren Jahren gelang es Gutzkow in den „Rittern vom Geiste" mit Melanie, der d'Azimont, mit des Justizrathes Schlurk's „gutem Hannchen" lebendige, warmempfindende Frauencharaktere zu zeichnen, und ihnen nicht selten mit wenigen Strichen mehr Leben einzu-

hauchen, als ehedem mit langem Schwulst und nüchternen Versen. Aber psychologisch schließen sich alle diese Frauen, an deren Zeichnung die liebevolle Hand des Dichters sichtbar ist, mit logischer Consequenz jenem Selbstbekenntnisse an, das sich in ihrer Schöpfung und im Entwerfen von Situationen offenbart, die nun, sei es einer gemeinen Männereitelkeit, sei es einer unbewußten Rückwirkung der Jugenderfahrungen, die Hauptstriche verdanken. So lieben z. B. alle Frauen in den „Rittern vom Geiste“ unglücklich und trauern ungehört den stolzen Männerherzen nach. Pauline von Harder sehnt sich nach einem treulos gewordenen Geliebten, Helene d'Azimont wird vom Prinzen Hohenberg fortgeschickt, Melanie seufzt nach Dankmar, Louise Fisold hegt zu Hakart eine unerwiderte Liebe, die Lodmer ist vom Maler Heinrichson verlassen, die Fürstin Mäsamskoi und Olga, ihre Tochter,

nähren Beide zu Siegbert Wildungen, Fräulein von Flottwitz endlich zu Dankmar eine unerwiderte Leidenschaft; mit Paula und Lucinde aus dem „Zauberer von Rom" und vielen anderen weiblichen Gestalten Gutzkow's könnte dieses Verzeichniß unglücklich Liebender vervollständigt werden.

Im Jahre 1830, in dem Augenblick, wo in der akademischen Aula zu Berlin die Nachricht von der Flucht Karl's X. und von der Juli-Revolution ihn elektrisirte und Gutzkow's ganze Geistesthätigkeit plötzlich der unmittelbarsten Gegenwart und den modernsten Angelegenheiten zuwarf — in demselben Augenblicke rief Hegel seinen Namen als Sieger über sechs Mitbewerber aus; er hat mit der Preisaufgabe De diis fatalibus diesen Sieg davon getragen.

Doch hinderte ihn dieser Erfolg in der Lösung einer von der philosophischen Fa-

cultät aufgeworfenen Frage auch nicht, der begonnenen Laufbahn gänzlich zu entsagen, und bestimmt von den Einflüssen, die er in burschenschaftlichen Kreisen empfing, war er entschlossen, sich auf das Feld der Tagesliteratur hinauszuwagen. Wie er selbst gesteht, hatte die erste Zeitung, die er an jenem verhängnißvollen Tage gelesen, den Ausschlag gegeben.

Er begann auch sogleich selbst ein Journal „Forum für Journalkritik“ zu schreiben und — die Kritik zu kritisiren. Das Blatt mag viele Leser gefunden haben, aber nur wenig Käufer, und aus Mangel an Abonnenten ging das Unternehmen in Kürze zu Grunde.

Mehr entwickelt zeigte sich bereits Talent, Richtung und Styl in den anonymen Briefen eines „Narren an eine Närrin,“ Briefe über Alles und noch Einiges unter einem Titel, wie sie damals Mode waren, wo Kühne die „Qua-

rantäne im Irrenhause," Mundt „moderne Lebenswirren, Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers" herausgab.

Was Gutzkow in seinem späteren Romane „Blasedow und seine Söhne" von dem Schicksal eines jungen Journalisten erzählt, wird wohl als eine Mittheilung aus eigenen Erlebnissen betrachtet werden können.

III.

Wolfgang Menzel, der brutale Patriot und allgewaltige Kritiker der Dreißiger-Jahre, ward durch Gutzkow's Aufsätze, in welchen er dessen bedeutendes kritisches Talent sogleich erkannte, rasch für ihn eingenommen und berief ihn als seinen Partisan für kritische Feldzüge im Morgenblatte nach Stuttgart. Gutzkow reichte Menzel'n öffentlich die Hand, da er diese Verbindung gewinnbringend hielt. Menzel seinerseits nahm das für Begeisterung und wollte die frühreife Pflanze aus dem Berliner Treibhause für seine Bücherkritik dressiren. Menzel pflegte die junge Blüthe und die junge Blüthe trieb in Bälde Frucht.

Gutzkow schrieb einige kleinere Novellen für das Morgenblatt, unter diesen den „Sadducäer von Amsterdam“, dessen Stoff er später im „Uriel Acosta“ dramatisch bearbeitete.

Derselben Zeit verdankten das Drama „Nero“, — welches hauptsächlich durch die Behauptung Bedeutung erhielt, daß Gutzkow in demselben einen königlichen Dichter und Kunstfreund geschildert, dessen liberale Gesinnungen ihn nicht hinderten, liberale Männer seines Landes zu verfolgen, — sowie die für die allgemeine Zeitung geschriebenen „öffentlichen Charaktere“ ihre Entstehung.

Die „Soiréen“ enthalten außerdem die Beschreibung einer Reise durch Oesterreich und Italien, welche Gutzkow machte, ehe er in München und Heidelberg die Hörsäle der politischen und juridischen Wissenschaften besuchte, um seinen Gesichtskreis durch ernste Beschäftigung mit den Staatswissenschaften zu erweitern.

Im Jahre 1833 erschien in Stuttgart Gutzkow's erstes bedeutenderes Werk, der Roman „Maha Guru, Geschichte eines Gottes," d. h. des irdisch sichtbar gewordenen Gottes der Thibetaner. In dieser glänzenden Satyre auf die damaligen Zustände, die an Swift's „Gulliver's Reisen" erinnert, werden wir nach Thibet versetzt, und indem uns die Sitten dieses Landes geschildert werden, will uns Gutzkow zeigen, wie Alles, auch das Fremdartigste, und Das, was der menschlichen Natur durchaus zu widersprechen scheint, durch die Sitte geheiligt werden kann, wie also eigentlich im Ganzen nichts feststeht, sondern Alles nur durch ein dummes Herkommen eingeführt ist. Er geißelt nicht nur die steife Etikette, die fade Schmeichelei des Gesellschaftstons, alle jene Formen, die einen jungen Mann, der sich frei bewegen will, so sehr beengen, sondern er zeigt auch die legitime Hahnrei-

schaft, indem die Brüder in Thibet nur eine Frau haben; endlich tritt ein Götzenfabrikant auf, der Götter macht, und der durch die schönere Gestaltung derselben die blinde Wuth einer orthodoxen Priesterschaft erregt, welche ihn deshalb tödtet. Den Gipfel aber bildet Maha-Guru, der Dalai-Lama, der Gott ein Mensch, um den sich die Geschichte dreht, und mit dessen Absetzung sie endet, indem ein anderer Mensch Gott wird durch Intrigue.

Alles dies wird in schneidiger Sprache mit Beziehung auf unsere Gesellschaft, Familie, Priesterschaft und Religion in drastischer Weise ausgeführt.

Menzel, vom Glanze des seltenen Scharfsinns geblendet, streute diesem Romane noch den duftigsten Weihrauch und rühmte, daß sich in demselben die Kunst Tieck's und die von Steffen's vereinige.

Bald sollte er anderer Ansicht werden und Unrath und Empörung wittern. Mit

dem zweiten Platze, den ihm Menzel bei seinem Literaturblatte anwies, nicht mehr zufrieden, trennte sich Gutzkow von der Stuttgarter Lärmtrommel und verband sich in Frankfurt am Main mit Duller zur Herausgabe des „Phönix", der in seinem belletristischen Theile von Duller, in seinem kritischen von Gutzkow redigirt wurde.

Menzel stieß ihn wie einen treulosen Bedienten von sich, nachdem er ihn doch wie einen Sohn geliebt. Aber Gutzkow hatte sich bei Menzel fühlen gelernt, um auf eigene Faust einen kleinen Terrorismus zu versuchen.

Das Jahr 1830 machte seine Schwingungen durch Europa, ein jugendlicher Geist hatte sich der Gemüther bemächtigt, von allen Seiten waren Talente literarisch in die Schranken getreten. „Der öffentliche Geist," sagt L. Schücking, diese Zeitperiode schildernd, „wachte aus dem Schlummer auf, ein Drang nach Leben, nach Be-

wegung, nach der That wurde fühlbar, die erregten Geister drängten sich über die Schwelle der neuen Aera, deren Thore die Donner der drei heißen, glorreichen Tage aufgesprengt hatten; die eine Säule dieses Thors war ein neues politisches, die andere ein neues sociales Princip, dreifarbig, regenbogenroth wölbte sich oben der große Name: Freiheit! darüber. In dieser Bewegung sah man mit Staunen, wie weit zurück hinter dem öffentlichen Geiste, hinter den politischen Thatsachen die deutsche Literatur von damals sei — weibisch, kindisch, entnervend, eines männlichen Volkes unwürdig. Eine andere sollte an ihre Stelle treten: in die Furchen, welche Menzel's kritischer Pflug aufgerissen hatte, sollten die Fruchtbäume einer neuen Zeit gepflanzt werden. Woher den Samen dazu nehmen? Woher die Keime eines neuen Aufwuchses von kräftigen Stämmen nehmen, die nicht allein für ewig das geile Gewächs,

das sich in den Tagen der politischen Stagnation erzeugt hatte, erdrückten, sondern aus deren Holz der Bau der neuen Sion gezimmert werden könne? H. Laube glaubte diese Keime beim Studium älterer Schriftsteller zu finden; er sah bei Göthe, Fr. Schlegel, Heinse, Woltmann, Schleiermacher die Punkte angeregt, welche das junge Deutschland großentheils nur amplificirte. Heine mußte sich schon aus originellem Widerspruchsgeist zur Opposition wider die herrschenden Theorien in Schule und Kirche gedrängt fühlen, zudem wirkten die von Frankreich kommenden Einflüsse auf ihn zunächst ein. Gutzkow hatte nicht allein Laube's Studien gemacht, er hatte Alles studiert: Theologie in Berlin, wo er als Candidat predigte, dann Philosophie, später in München und Heidelberg Rechts- und Staatswissenschaften. In seinem Kopfe gährten, wie er selbst sagt, die erstickten und gebundenen revolutio-

nären Kräfte, die neue sociale französische Philosophie, die Lamennais'sche Verbindung der Religion mit der Politik, die Grundzüge einer neuen Gesellschaft durch den St. Simonismus, Rahel, Bettina, das Geschick der Stieglitz u. s. w. Aehnliche Einflüsse machten sich in den Andern geltend, und so kam es, daß ungefähr zu gleicher Zeit in Deutschland einige Bücher erschienen, deren Gedanken in auffallend ähnlicher Richtung segelten, weniger vom Steuer einer gereiften, überlegenen Intelligenz als vom Winde der Zeitstimmung gelenkt."

Der Widmungsinschrift von Wienbarg's ästhetischen Feldzügen dankt diese Literaturbewegung den Namen des „jungen Deutschlands." An seiner Spitze standen vorzüglich Heinrich Heine, Laube, Wienbarg, G. Kühne, Mundt und Gutzkow.

Eine vorher besprochene eigentliche Verbindung, wie die Polizei der dreißiger

Jahre vermuthete, bildete das sogenannte junge Deutschland nie, seine Glieder waren nur darin eins, daß sie alle nach einem und demselben Ziele strebten, nämlich durch ihre Schriften für die Einheit und Freiheit Deutschlands wirken wollten. Allerdings folgten sie dabei nicht selten destructiven Tendenzen auf staatlichem und moralischem Gebiete, zuweilen auch solchen, welche sich von einer gesunden Vernunft nicht rechtfertigen lassen.

Gutzkow trat zunächst durch die Veröffentlichung der Briefe Schleiermacher's über Schlegel's Lucinde in die Reihen des jungen Deutschlands und verletzte dadurch das Pietätsgefühl, das in tausend Herzen für den großen Theologen lebte, nebenbei auch die geistliche Standesehre auf das empfindlichste; die Vorrede, die er selbst dazu schrieb, machte das Uebel noch ärger. Heute sind die in dieser Vorrede entwickelten Ansichten, daß die wahre Ehe

nur die Liebe stifte und daß die priesterliche Einsegnung ganz unwesentlich sei, überwundene Standpunkte; damals verletzten sie auf das tiefste. Um so mehr, da Gutzkow zu diesen Auseinandersetzungen gegen die Sittlichkeit der Ehe noch die Anklage schleuderte, daß sie, nachdem das idyllische Stillleben der Liebe verloren gegangen sei — nur ein Produkt des gemeinen sinnlichen Bedürfnisses darstelle.

Eine Fortentwicklung dieser Ideen war der in Mannheim veröffentlichte Roman: „Wally." Wie dieser Roman hinterher erklärt worden ist, soll er „die religiöse Rathlosigkeit der Zeit malen, die Entzweiung der aufgeklärten Reflexion mit dem positiven Offenbarungsglauben und die Vernichtung des weiblichen Gemüths durch den Zweifel, den zu ertragen oder durch ein systematisches Denken zu überwältigen es nicht gemacht ist," die Kritik und das Publicum urtheilten aber anders;

hier wie dort erklärte man Wally für einen Angriff auf Religion, Sitte und Familie, der um so schonungsloser zu behandeln sei, als er, wie die flüchtige, kecke Behandlungsweise des Gegenstandes zeigt, nichts als Scandal bezwecke. Hatte der Verfasser dieß wirklich bezweckt, oder hatte er nur Anschauungen ausgesprochen, welche der Selbstmord der Charlotte Stieglitz, einer Frau in ihm angeregt, die sich ihrem Gatten opferte, um ihn durch ihren Selbstmord zum Dichter zu begeistern, zu einem Sänger mit tragischem Geschick zu machen und ihm schon im Voraus gleichsam den Lorbeer durch ihren Tod zu gewinnen: jedenfalls erreichte er einen ungeheuren Scandal, der sich aber nur gegen ihn richtete.

Sonderbar genug, daß dieß möglich war, daß Ideen über die Emancipation der Liebe, wie sie schon am Ende des vorigen Jahrhunderts von Pigault le

Brun in seinem Roman: „das Faschingskind“ behandelt wurden *) und Ansichten über das Christenthum, welche in dem „Leben Jesu“ von Strauß mit unanfechtbaren Beweisen festgestellt sind, solchen Lärm im Gewande des deutschen Romans erwecken konnten.

Menzel schüttete in seinem Literaturblatte (1835, N. 93 und 94) in einer in ihrer Weise einzig dastehenden Kritik den ganzen Kübel seiner unflätigen Jauche über des abtrünnigen Schülers Haupt. Wie ein Anfall von Wahnsinn erscheint dieser maßlose Angriff, dessen Vignette ein Blitze schleudernder Zeus zierte, und auf welchen Stockprügel die einzige richtige Antwort gewesen wären. Statt ihrer antwortete Gutzkow seinerseits mit scandalösen Anekdoten aus seinem Privatumgange mit

*) Dieser Roman ist von Mylius in's Deutsche übersetzt und in Berlin bei Christian Friedrich Himburg 1800 mit Chodowiecki'schen Zeichnungen in Druck erschienen.

Menzel, wie Menzel unflätige Reden geführt, gemeine Späße gerissen u. s. w., und diese gegenseitigen Artigkeiten ergaben für das unbetheiligte Publicum das amusanteste Schauspiel.

Wie Menzel's Angriffe weiter unter dem heuchlerischen Deckmantel des Patriotismus, der Religion und Moral eine Denunciation gegen das junge Deutschland wurden, wie diese zahllosen Aufsätze und Flugschriften einen Krieg auf Tod und Leben bildeten, bis endlich der preußische Regierungsrath Tschoppe jene höchst originelle Maßregel erfand, welche alle schriftstellerische Vergangenheit und Zukunft des jungen Deutschlands, da sie doch nicht eingesperrt werden konnte — verbot, ist zu unerquicklich, um es ausführlicher zu erzählen.

IV.

Als der Lärm wegen des „jungen Deutschlands" aufkam, schrieb der Fürst Metternich über die neue Erscheinung an Varnhagen von Ense und ersuchte ihn um einige Auskunft, er selbst wisse nicht recht, was er aus der Sache machen solle. Varnhagen beruhigte den Fürsten; vor allem sei an nichts Politisches dabei zu denken, an keine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit dem „jungen Italien," die Sache sei rein literarisch, und auch auf diesem Gebiete ohne eigentlichen Zusammenhang. Was aber das Moralische betreffe, so habe man freilich über manche Schilderung den Kopf zu schütteln; indeß er-

innere er sich seiner Jugendjahre, wo die berüchtigte Lucinde von Friedrich Schlegel erschienen sei, die auch großen Lärm gemacht, doch keine Verfolgung erlitten habe; allerdings sei gegen diese Lucinde die jetzt getadelte Wally von Gutzkow nur ein unschuldiges Kind, wenn er aber bedenke, daß er den Verfasser der Lucinde später als österreichischen Legationsrath in Frankfurt beim Bundestage und mit dem päpstlichen Christus-Orden geschmückt gesehen habe, so dürfte er mit gutem Fug hoffen, daß die Mitglieder des jungen Deutschlands, bei ihren entschiedenen Talenten, auch ihrerseits in der Folge zu ehrenvoller Anerkennung und Auszeichnung gelangen würden.

Nach 19 Jahren, als Gutzkow Ritter des weißen Falken-Ordens wurde, ging diese Prophezeiung Varnhagen's von Ense allerdings theilweise in Erfüllung, damals aber, im Jahre 1835, waren die Auspicien

noch nicht so günstig. Mit dem Verbote des Romans und der Unterdrückung eines mit Wienbarg beabsichtigten Zeitungsunternehmens, der „deutschen Revue", war die Sache noch nicht abgethan.

Der Groll, der sich am meisten gegen Gutzkow richtete, hatte mit dem allen noch nicht genug, es mußte noch eine Criminaluntersuchung dazu kommen.

Gutzkow lebte damals in Frankfurt am Main, unmittelbar unter dem Damoklesschwert des Bundestages. Weil der Roman in Mannheim erschienen war, wurde er von den badischen Gerichten in Anklagestand versetzt und „wegen der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften" zu dreimonatlicher Gefangenschaft verurtheilt.

Das Verbrechen kann indessen nicht ganz vorgelegen haben, sonst würde der berühmte Kirchenrath und Theologe Paulus

in Heidelberg nicht, wie er gethan, zu Gunsten Gutzkow's geschrieben haben.

Wäre Gutzkow auf die ihm von den Frankfurter Behörden insinuirte Vorforderung nach Preußen zurückgekehrt, so erwartete ihn dort entweder kurzweg eine Auslieferung nach Baden, oder, wenn er sich hätte in contumaciam verurtheilen lassen, eine Abbüßung der verhängten Strafe in Berlin, seinem zuständigen Wohnorte, denn die Regierungen hatten damals nur ein einziges Ziel, das sie unter einander solidarisch verband, die Unterdrückung jeder für revolutionär erklärten geistigen Neuerung.

Aufgeregte Freunde stürzten in sein Zimmer und riethen ihm, dem Beispiele Börne's und Heine's zu folgen und nach Frankreich zu entfliehen. Eine soeben in Frankfurt geschlossene Verlobung mit seiner späteren Gattin Amalia Klönne und die Vergegenwärtigung eines völligen Bruches

mit allen heimischen Verhältnissen, welcher eine Folge dieser Entweichung hätte sein müssen, bestimmten ihn, sich in sein Schicksal zu ergeben und sich zur Ladung der großherzoglich badischen Gerichte in Mannheim einzufinden.

„Ich eilte," erzählt Gutzkow selbst, „noch ehe das Urtheil gefällt war, nach Karlsruhe, um den damals gefeierten Minister Leopold's „„des Bürgerfreundlichen"", den „„biedern Vater Winter"", Excellenz, um die Vergünstigung anzugehen, mich nicht früher festsetzen zu lassen, ehe nicht ein Urtheil erfolgt wäre."

„Vater Winter" empfing den 24jährigen Inculpaten als ein echter Bürgerminister im Schlafrock, mit der dampfenden Pfeife im Munde; der stattliche Meerschaumkopf zeigte bereits jenes Tiefdunkelbraun einer gründlichen Durchgerauchtheit, das Rohr war kurz, das Mundstück von Bernstein. In dem engen, düstern Zimmer

glaubte man das Studierzimmer eines Gelehrten anzutreffen, die Bürgerexcellenz war eine mittlere, gedrungene, magere Gestalt. Rauchend und gelassen hörte sie Gutzkow's Gesuch und ging dann in dem engen Raume auf und ab, erklärend, den ganzen Anlaß in seinen Einzelheiten nur obenhin zu kennen. Auf einen provisorischen Chef der Justiz verweisend, sprach sich Vater Winter verdrießlich genug, durch die Tabakswolken hindurch, dahin aus: „Ich kenne noch gar nicht das Buch selbst und gestehe Ihnen, daß wir nur deshalb mit einer Beschlagnahme vorgegangen sind, weil eine Recension im Stuttgarter „„Morgenblatte““ uns darauf aufmerksam machte; die Sprache in dem Blatte ist so maßlos heftig, der Recensent ruft ausdrücklich alle Regierungen auf, einem hereinbrechenden Verderben zu steuern, daß wir deshalb in Mannheim haben reclamiren müssen. Nun erlaubt aber die Verfassung

keine Beschlagnahme, wenn nicht ein gerichtliches Verfahren damit verbunden ist. Gehen Sie übrigens getrost nach Mannheim! Ich glaube nicht, daß man Ihnen schon eine Untersuchungshaft verhängen wird."

Nichtsdestoweniger wurde Gutzkow, kaum in Mannheim angelangt, hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Als Gutzkow später der Sammlung seiner Schriften (12 Bände 1846) auch die Wally unter dem Titel: „Vergangene Tage" einverleibte, wiederholte ein pietistisches Ministerium in Preußen das Verbot, aber weder der Bund noch sonst deutsche Regierungen schlossen sich dem schon veralteten Brauche an, die Literatur durch die Polizei verbessern zu wollen.

In dem Aufsatze: „Vergangenheit und Gegenwart" theilte Gutzkow über die Zeit der Entstehung der Wally und der „Vorrede zu Schleiermacher's Briefen über

die Lucinde" aus seinem Tagebuche Folgendes mit:

„Tendenz ist es nicht, die mich Wally schreiben ließ. Mein Gemüth mußte Frieden haben, die letzte Anstrengung, wie eine vulkanische Eruption, mußte ihm noch einmal vorangehen, St. Simonismus, Wiederherstellung des Fleisches, junges Deutschland: kenne von dem Allen nichts, kenne mein Herz nur, mein Leben, meine Todten .... Strafbar ist es vielleicht, seine Gemüthsumwälzungen öffentlich in Scene zu setzen; strafe man mich! Aber meine Zukunft mache mir Niemand unmöglich!.., fühlen werd' ich minder hart, minder dornig, denken aber und forschen nach wie vor."

Und an einer andern Stelle dieser „Gedanken im Kerker" heißt es: „Ich stehe allein, ich trage die Schuld ... Wozu die Genossen? Ihre Freunde schürten Haß, nicht Liebe unter uns. Hier ist keine

Tendenz, kein System, keine Verabredung. Nur einige Männer sah ich, von denen jeder sich einbildet, der Nation verheißen zu sein .... Heine spricht vom „„jungen Deutschland."" Er denkt an die jeune France, eine gesellschaftliche Caricatur, eine Caricatur des Modejournals. Im Figaro und im Vaudeville wird jene blasirte Phantasterei verspottet. Ihr republikanisch-doctrinäres Air mit St. Simonistischen Falten und Wellenlinien gab ihm die Veranlassung, von einer jeune Allemagne zu sprechen ... Parteiungen in der Literatur sind mir zuwider: denn bei sogenannten Schulen will sich nur die Mittelmäßigkeit der einen auf die der andern stützen. Wo die Verantwortlichkeit solidarisch ist, wird der Einzelne sorglos und die Menge durchschaut Alles."

In einem tendenziösen Gedichte scheint Gutzkow hingegen der Idee mehr Gefallen und auch eine poetische Seite abgewonnen

zu haben, wie die folgenden Strophen beweisen mögen:

Und warum sollt ich's nicht
Mit dem jungen Deutschland wagen?
Wenn man ihm den Stab auch bricht,
Werd' ich's um so stolzer sagen:
Daß ich, wie im Jugendlenze,
Deutschland's Stirn mit Rosen kränze,
Daß ein blüthenvoller Mai
Ihm von uns geschaffen sei!

Also warum sollte ich
Nicht zum jungen Deutschland halten,
Da man leider sicherlich
Früh genug gehört zum alten:
Wenn auch eine Weltverbreitung
Hat die Allgemeine Zeitung,
Bin ich doch kein feiger Wicht —
Nein! ich protestire nicht.

In der Zeit seiner Haft schrieb Gutzkow sein Werk: „Zur Philosophie der Geschichte", dessen Genesis der Verleger Hoff in Mannheim in einem sehr schmutzigen Buche besprochen, aus welchem aber hervorgeht, daß es Gutzkow thatsächlich in drei Monaten vollendet.

Es sollte eine Vergeltung an Menzel

sein und dessen Buch „Geist der Geschichte“ aus der Literatur verdrängen, wie seine im nächsten Jahre erschienenen „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur“ die Bestimmung hatten, Menzel's „Geschichte der Literatur“ dem Publicum zu verleiden.

Die erbärmlichen Angriffe Menzel's gegen Göthe gaben das Motiv zu „Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“, in welchem Gutzkow den Göttersohn gegen den schimpfenden Thersites in Schutz nahm.

V.

Zurückgekehrt aus seiner Haft, erwartete Gutzkow zwar die liebevollste Sorgfalt einer ihm persönlich verbundenen Familie, zugleich aber auch die peinlichste Lage für seine fernere Lebensstellung. Die Linie, auf welcher er sich allein noch sicher bewegen konnte, war die schmalste. Frankfurt's Senat, zum Ausweisen aus seinen damals noch nächtlich geschlossenen Thoren auf jeden Wink einer auswärtigen Regierung oder des Bundestages immer bereit, gestattete ihm den Aufenthalt nur mit Widerstreben, und Preußen, wohin er hätte zurückkehren müssen, war in jenen Tagen ein Land, wo schon die Kunde einer bloßen

Durchreise eines als liberal bekannten Mannes die Aufregung aller Behörden, Zwangsrouten, Internirungen, polizeiliche Aufsicht veranlaßte. Es war die Zeit der Alleinherrschaft jenes Rochow, jenes Tschoppe angebrochen, welch' Letzterer schon an Gehirnauflösung erkrankt war, als man seine Maßnahmen und Hetzjagden noch für die weisen und wohl überlegten Schritte eines seinem Monarchen nach bestem Gewissen dienenden Beamten hielt *).

Auf den Rath eines seiner Freunde bewarb er sich um die Redaction des literarischen Beiblattes der „Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung", aber vergebens. Schlag auf Schlag machte sich damals das Schicksal seinem Nacken fühlbar, der sich zwar keinem Systeme, keiner Stellung, wo die Freiheit ausgeschlossen gewesen wäre, gebeugt haben würde, aber doch nicht

*) „Aus Empfangszimmern." Erinnerungen von Karl Gutzkow. Neue freie Presse. 1869 Nr. 1654—1683.

den Trotz besaß, sich nicht in manches gebieterische Gesetz des Lebens, wie es eben ist, fügen zu wollen. Aber selbst die bescheidenste Hoffnung auf einen Sonnenstrahl der Gunst des Glückes erfüllte sich nicht.

Nach einigen Jahren schwerster Sorge, die in Hamburg verlebt wurden, zwangen ihn die damals unablässigen Chicanen mit Pässen und Heimatsscheinen, neue Anknüpfungen an die Behörden zu suchen, und so düster Deutschlands und namentlich Preußens politischer Horizont geworden war, Gutzkow folgte dem Drange, greise Eltern vor ihrem Tode noch einmal in der Vaterstadt zu begrüßen, und wagte sich mitten in die für jeden irgendwie als freisinnig bekannten Namen unmöglich gewordene, sofort den Gast ausweisende preußische Hauptstadt hinein.

Der Minister v. Rochow stand damals auf der Höhe seines Wirkens. Er

erstickte jede freisinnige, zumal constitutionelle Regung. Bei seiner Ankunft in Berlin erhielt Gutzkow den Fingerzeig, er würde nicht drei Tage in der Hauptstadt geduldet werden, wenn er sich nicht dem Minister vorstelle. — Der Minister war gnädig und entließ ihn mit den denkwürdigen Worten: „Und noch eins, Bester! Nehmen Sie sich ja hier mit Ihren Reden in Acht! Man paßt Ihnen auf den Dienst!"

Die Jahre 1842 und 1846 sahen Gutzkow in Paris, und dem ersteren kürzeren Aufenthalt daselbst, bei welchen ihm St. Marc-Girardin als Führer diente, verdankten die „Briefe aus Paris" ihre Entstehung. Sie gehören zu dem Geistvollsten, was aus Gutzkow's Feder stammt, obwohl sie mehr durch Reflexion, als durch tiefes Eindringen in das Wesen der französischen Nation glänzen. Gutzkow hatte Paris auch nur durchreist, nur

an einigen Punkten studiert; mit seinem Theater, einigen Zweigen seiner Literatur, seiner Publicistik und Kammerberedsamkeit war er seit Jahren vertraut. Vom höchsten Interesse sind seine Ansichten über den Fourierismus und Communismus, in welchen der Verstand mit dem Gefühl Hand in Hand geht; das Bewußtsein einer eigenthümlichen idealen Demokratie, die Gutzkow im hohen Grade eigen ist, drängt sich hier dem Leser auf. Gutzkow stellt sich nicht als denkender Kopf über die Massen, sondern mitten unter sie. Die Aristokratie des Geistes verbindet sich mit dem Communismus des Herzens.

Diese Pariser Briefe waren abermals der Anlaß der heftigsten Angriffe, wie sich denn der Scandal unzertrennlich an Gutzkow's Ferse geheftet zu haben schien. Außer einer lächerlichen Anklage, die in den ihrer Zeit vielerwähnten Berichten über den Communismus aus Zürich

gegen ihn mit der Anschuldigung laut geworden, daß Gutzkow mit dem Schneidergesellen Weitling eine communistische Verschwörung angezettelt hätte, soll es diesmal noch Heinrich Heine gewesen sein, der, in seiner Eitelkeit gekränkt, gegen Gutzkow wegen Verletzung des Gastrechts — Alarm schlug. Wenn es noch eines Beweises bedürfte über die vollständige Unabhängigkeit des Auftretens der Männer, die das junge Deutschland gebildet, darin könnte sie am sichersten gefunden werden, daß sie sich im Verlaufe weniger Jahre sämmtlich, Gutzkow insbesondere mit jedem speciell — auf das unerquicklichste in den Haaren lagen.

Als Gutzkow in Paris ankam, erhielt er durch einen Freund im Interesse des Buches, das er dem Gerüchte zufolge über Paris schreiben wollte, nachstehende Aufforderung: „Besuchen Sie sofort Heine! Er verspricht Ihnen hiemit, Ihnen zu

Ehren ein Diner zu geben, wozu er alle Spitzen der französischen Literatur einladen will —!"

Gutzkow erwiderte dieser auf ein Heine zu widmendes Capitel seines Buches berechneten Aufforderung: „Sagen Sie Heine, daß ich ihn nicht wenig schätze und von seiner guten Absicht gerührt bin! Ich habe aber „„Das Leben Börne's"" geschrieben, habe Börne gegen die Besudelung seines Namens durch Heine vertheidigen müssen. Abgesehen davon, daß man um ein Diner, wenn auch in noch so interessanter Gesellschaft, die Standpunkte seiner Gesinnung nicht ändern wird, so habe ich auch auf die nächsten Freunde Börne's in Paris Rücksicht zu nehmen, charaktervolle Personen, die mir nimmermehr vergeben würden, wenn ich zu dem Manne, der diese Alle und sogar eine edle Frau so schmählich mit Koth beworfen hat, gehen und Champagner bei ihm trinken wollte!"

In Folge dieser Erklärung dictirte Heine seinem Freunde Seuffert einen Erguß voll Bosheit für die „Allgemeine Zeitung" in die Feder, der das Signal für eine Reihe von Artikeln in anderen Journalen geworden.

Indessen hatte Gutzkow unaufhörlich mit staunenswerther Productivität geschaffen. Noch unter dem Druck des Bundestags-Verbotes leidend, schrieb er unter dem Namen Bulwers: „Die Zeitgenossen, ihre Tendenzen, ihre Schicksale, ihre großen Charaktere" (1837), ein Buch, welches die Zustände der damaligen Zeit behandelte und vermöge der Mystification viel Aergerniß verursachte.

Fast gleichzeitig erschien ein neuer Roman: „Seraphine", in welchem Gutzkow zuerst mit der Portrait-Caricatur auftrat, einer Manier, literarisch oder politisch renommirte Persönlichkeiten mit täuschender Aehnlichkeit vorzuführen, die

in seinem späteren Roman: „Die Ritter vom Geiste" ihren Glanzpunkt erreichte.

In dem genannten Romane ist es Joel Jacobi, ein literarischer Ueberläufer, der dem satyrischen Griffel zu der Episode des Literaten, der einem Minister seine Feder anbietet, Modell saß.

Im nächsten Jahre erschien der dreibändige Roman: „Blasedow und seine Söhne", in welchem Gutzkow mit Glück und Geschick den Styl Jean Paul's imitirte, und der auf dem Gebiete des Humors den besten englischen Romanen zur Seite gestellt werden kann.

Außerdem entstanden in den Dreißiger-Jahren noch manche Fehdeschriften. Gegen Görres zog Gutzkow in der Broschüre: „Die rothe Mütze und die Kapuze" zu Felde, gegen Heine in dem bereits erwähnten Buche: „Börne's Leben" (1840), und noch zahlreiche Aufsätze, Novellen und Fragmente wären zu nennen, wenn

wir eine Aufzählung der Gutzkow'schen Schriften beabsichtigen würden. Unerschöpflich war seine producirende Kraft, wie sein Wissen, welches nicht selten seine Phantasie erdrückte und seine Feder zu langathmigen Ausführungen verleitete, die zuweilen das Interesse schwächten.

VI.

Die Nothwendigkeit, seine Familie von seinem literarischen Erwerbe zu erhalten, hatte Gutzkow längst getrieben, für die Bühnen, ein dankbares Feld literarischer Thätigkeit, zu arbeiten, überdieß drängte ihn auch sein Talent auf diesen Weg. Außer „Nero“ und „König Saul“, die nur als poetische Versuche in dramatischer Form gelten können, schrieb Gutzkow: „Richard Savage“ — „Werner“ — „Patkul“ — „Die Schule der Reichen“ — „Ein weißes Blatt“ — „Der 13. November“ — „Zopf und Schwert“ — „Das Urbild des Tartüffe“ — „Uriel Akosta“ — „Lieslie“ — „Anonym“ — „Pugatscheff“ — „Wullenweber“

— „Königslieutnant“ — „Antonio Perez“ — „Lorbeer und Myrte“ — „Ottfried“ — „Ella Rose“ — „Lenz und Söhne“.

Viele dieser Stücke verschwanden eben so rasch wie sie erschienen, aber Niemand, der die durchgreifende Bühnenwirkung der Dramen „Uriel Akosta“, „Zopf und Schwert“, „Urbild des Tartüffe“ und „Königslieutenant“ kennt, wird Gutzkow's Verdienste um die deutsche Bühne, auf welcher er das Tendenzdrama geschaffen, in Frage stellen können. Ja, das vielgeschmähte Stück „Werner oder Herz und Welt“ erlebte von seiner ersten Aufführung am Wiener Hofburg-Theater im Jahre 1840—1865 56 Vorstellungen, welcher Umstand doch ein hinreichender Beweis für seine Zugkraft sein dürfte.

Jedes der Gutzkow'schen Stücke hatte mit einer Opposition zu kämpfen — jedes hatte eine Scandalgeschichte in seinem Gefolge, oft schon vor seinem Auftreten.

Gutzkow hatte nämlich abermals ein Journal, den „Telegraph für Deutschland“ begründet, welches bis zum Jahre 1838 in Frankfurt am Main, von da in Hamburg erschien, in welchem er eine schonungslose literarische und dramaturgische Kritik übte. Sie war rücksichtslos, oft ungerecht, auch persönlich, namentlich wo persönliche Gereiztheit sich geltend machte. Dabei war der Telegraph merkwürdig durch die Organisation eines Kameraderiewesens, wie es in Deutschland noch nie dagewesen. Die ärmlichsten Gesellen, Taglöhner und Handlanger der Literatur wurden im Telegraphen gelobt, jeder kleine Dienst fand seine Anerkennung, worin Gutzkow die geschäftlichste Pünktlichkeit bewies, wogegen die tüchtigsten Schriftsteller mit ganzen Hagelwettern überschüttet wurden, wenn sie nicht zu dem Kreise der Verehrer und Freunde gehörten. Unter dem Titel: „Götter, Helden und Don Quixote“ hat Gutzkow später

die Quintessenz dieser seiner Kritik gesammelt; in diesem Buche steht noch heute G. Büchner, der ein confuses Drama: „Marat“ geschrieben, sich aber um Gutzkow's Protection bewarb (inzwischen starb er, ohne seine Gottheit weiter zu bethätigen) unter den Göttern, während H. Steffens, der sich der Gunst des Telegraphen nicht erfreute, unter den Don Quixote's steht.

Für die Unparteilichkeit dieser Kritik mag dieses Beispiel genügen.

War nun ein Stück vollendet, so schickte Gutzkow seine Satelliten mit Trommeln und Trompeten nach allen Weltgegenden, um die Bedeutung und Tiefe des bevorstehenden Drama's schmetternd zu verkünden. Dadurch wurden die Dichtungen mit einem Paßsignalement versehen, das nicht immer stimmte, und zugleich wurde der Widerspruchsgeist Jener rege gemacht, die den Messias des deutschen Drama's in Gutzkow absolut nicht anerkennen wollten.

Einer der widerhaarigsten Ketzer in dieser Richtung war Moriz Saphir. Er hat dem reizbaren und für Tadel leicht empfänglichen Dichter in seinem „Humoristen" viele bittere Stunden bereitet. Mit der Anerkennung, die er ihm — allerdings nach einer sehr scharfen Kritik — mit den Worten zollte: „Gutzkow ist unstreitig einer der reichbegabtesten, geistreichsten, scharfsinnigsten, energischesten Schriftsteller der jetzigen Literatur. Das riesige Talent in ihm hat alle Bahnen versucht, alle Phasen durchflogen, alle Vibrationen erfahren, und hat sich in allen Sphären, wenn auch nicht immer die Billigung seiner Richtung, doch stets die Anerkennung seines glänzenden Talentes, seiner genialen Darstellung und seines blendenden Styls erhalten", wollte sich Gutzkow nicht zufrieden geben. Er wollte durchaus auch von Saphir den dramatischen Lorbeer. Das war nun neuerdings die Veranlassung einer ergötzlichen

Zeitungsfehde, in welcher von beiden Seiten viel auf Kosten des Gegenparts gesündigt wurde, und in welcher Gutzkow schließlich, dem vernichtenden Witz Saphir's gegenüber, der die Lacher und den bescheidenen Erfolg der Dramen auf seiner Seite hatte, das Feld räumen mußte.

Die phrasenreiche Rhetorik ist ein überwiegendes Element der dramatischen Muse Gutzkow's und veranlaßte einen Kritiker zu der richtigen Bemerkung, daß Gutzkow's Bühnenstücke, in chronologischer Ordnung gelesen, etwa denselben Eindruck machen, wie die Lectüre mehrerer Jahrgänge einer gutredigirten Zeitung.

Gutzkow, von einer seltenen Sensitivität für die Tageskritik, litt unter solchem Scandal mehr als man erwarten sollte. Unter dem Einflusse der verschiedensten Urtheile über Richard Savage, verstand er sich wiederholt dazu, die Lebensfrage des Stückes: „ist sie die Mutter? oder ist sie

nicht die Mutter?" zu ändern. Am meisten litt er unter Julian Schmidt's systematischer Polemik und unter nichtssagenden Angriffen abtrünniger Jünger. So klagte er einst zu Alfred Meißner: „Sie kennen ja den jungen Mann, den N. N., den ich selbst in die Oeffentlichkeit einführte, indem ich dessen erste Novelle — mit welcher Mühe! — umgestaltete und so druckbar machte. Ich finde ihn in Wien, wo meine „„Ella Rose"" gegeben wird. Früh liege ich noch zu Bette, in der Abspannung, die einer ersten Aufführung folgt, da bringt Jemand bei mir ein, ich schlage die Augen auf, es ist mein junger Mann, und er ist zu mir gekommen, um mir zu beweisen, daß mein Stück nichts tauge. Ja, er fühlt sich moralisch gedrängt, mir anzukündigen, daß er darüber strenge zu Gerichte sitzen werde. Seine Principien befehlen es ihm. So geberdet sich die Jugend von heute!"

Eine schlechte, druckfähig gemachte Novelle rächt sich oft bis in das siebente Glied!

Der glänzendste Erfolg des „Uriel Akosta" berief Gutzkow plötzlich als Dramaturg an das Dresdner Hoftheater. Damit war sein heißersehntes Ziel erreicht. Eduard Devrient, der vor Gutzkow diese Stelle bekleidet, hatte dieselbe niedergelegt, der Intendant A. v. Lüttichau hatte Gutzkow als Ersatzmann ausersehen. „Es ist nur mein eigener Gedanke," sagte er ihm später oft, „daß ich Sie berief, gewesen." Ich habe ihn ohne Beeinflussung ausgeführt. Derjenige, den man vielleicht für den eigentlichen Anreger dieser Berufung zu halten geneigt ist, erklärte mir im Gegentheile, als ich ihm meinen Plan sagte: „„Aber wie werden Sie denn einen solchen Mann je wieder los?!""

Das sollte sehr rasch kommen. Gutzkow's Stellung war für die Länge der Zeit unleidlich. Er war den Regisseuren

coordinirt, nicht sie ihm subordinirt. Er hatte nur Besetzungs-Vorschläge zu machen und war das fünfte Rad am Wagen, der Sündenbock, der für Alles, was dem Hoftheater mißlang, den Namen hergeben mußte.

Bei alledem wurden für den Anfang bedeutende Resultate erzielt.

König Friedrich August II. hatte die Genehmigung zu Gutzkow's Berufung nur mit Widerstreben gegeben. Die Damen des königlichen Hofes, zwei katholische Gesandte, die den Entschließungen der Königin nahestanden, hatten die Idee Lüttichau's auf's Aeußerste bekämpft. Laube's „Karlsschüler" und „Uriel Akosta" wurden vom Publicum soeben mit einer Aufregung aufgenommen, die einer Demonstration gleich kam, und der König erklärte dem Intendanten in einem Handbillet, er würde ihm von jetzt ab eine besondere Censur setzen, wenn er diesen Mißbrauch der Bühne länger fortdauern ließe.

Die Güte und Liebenswürdigkeit der Gattin des Intendanten schrieb an Gutzkow: „Um Alles, begegnen Sie heute nicht meinem Manne!" Gutzkow vermied den auf's Aeußerste gebrachten, vom Unwillen seines Monarchen hart getroffenen Hofmann, und schrieb ihm, daß er bei so offen kundgegebener Abneigung Seiner Majestät keinen Einfluß auf sein Personal gewinnen könnte, und begehrte seine Entlassung.

Darüber entstand eine neue Verwirrung.

Inzwischen übernahm Prinz Johann, der gegenwärtige König, eine Revision des Gutzkow'schen Textes. „Uriel Akosta" wurde nach einer Pause von mehr als 14 Tagen wieder zugelassen, unter der im Allgemeinen milden Bedingung, daß statt des Wortes „Priester" überall „Rabbiner" und für „Glaube" immer ein anderer Wortbehelf gesucht werden mußte.

Der Intendant wurde vor Aufregung über diese Vorfälle krank. Mitten im Winter ging er nach Teplitz, um warme Bäder zu nehmen. Gutzkow wollte mit „Valentine" debutiren, hatte die Rollen schon zum „Signiren" bereit gelegt, einige Bedenken erregende Stellen (das Einsteigen eines Fürsten bei einer Hofdame) gemildert — doch erhielt er aus Teplitz den gemessensten Befehl, diese Unternehmung auf alle Fälle zu unterlassen. Eine Kritik der „Valentine" war beigefügt, die als die Ansicht eines deutschen Theater-Intendanten von Geblüt über die Literatur der Zeit gedruckt zu werden verdiente. Sie schloß: „So lange ich noch das königliche Hoftheater leite, wird dieses entschieden unmoralische, schlechte Stück nicht gegeben werden."

Als ein Jahr darauf die März-Revolution ausbrach, war die „Valentine" die erste Novität, die Se. Excellenz trotz

seines verpfändeten Ehrenwortes dem aufgeregten Zeitgeiste zum versöhnten Willkommen darbrachte.

Durch die Auflösung des sächsischen Hoftheaters in den Tagen der Mai-Revolution 1849 beendigte sich Gutzkow's verdienstvolles Wirken, welches insbesondere mit Rücksicht auf die Einführung und Inscenirung Shakespeare's nicht genug anerkannt werden kann, von selbst.

Einen Moment lang sah ihn das Jahr 1848 auf dem politischen Schauplatz in Berlin und dictirte ihm endlich als Ertrag seiner Aufregungen, die ihm keinen dauernden Platz in der Bewegung gaben, die Schrift: „Deutschland am Vorabende seines Glanzes oder seines Unterganges."

Gutzkow's Frau, die ihm mit drei Söhnen nach Berlin folgte, sah ihren Mann von den Schultern des Volkes getragen, als ihn am 19. März Fürst Lichnowsky und Graf Arnim-Boytzenburg aufforderten, zur

Beruhigung der Volksmassen vor dem königlichen Schlosse zur lauschenden Menge hinab zu reden — ward aber vom Anblick der 200 Volksleichen am Begräbnißtage derselben so erschüttert, daß sie sich zu Bette legte und nach 30tägigem Krankenlager — starb.

VII.

Mit den Jahren 1848 und 1849 und ihrem Verlauf trat Gutzkow's gesammte literarische Thätigkeit in das Stadium einer neuen Entwicklung. Er täuschte sich nicht über die Bedeutung der Ereignisse. „War die geistige Entwicklung der Nation bis zum Jahre 1848 eine philosophisch-theoretische, vorbildende gewesen," bemerkt A. Stifft, „so hatte Gutzkow auch die Unsicherheit, das Schwankende, mitunter der Divinationsgabe anheimgestellte, an Geschmacksrichtung und innerer Giltigkeit wohl mitgefühlt. Mit dem Jahre 1848 gelangte Gutzkow zu doppelter, freudiger Sicherheit und tüchtiger Klarheit."

Er lebte damals in Dresden — nur durch einen Garten getrennt vom Verfasser der Dorfgeschichten, ganz seinen Arbeiten und seiner Häuslichkeit, mit einer Cousine seiner ersten Frau, einer Tochter des bekannten Frankfurter Buchhändlers J. V. Meidinger vermählt, welche mit aller Frische kindlicher Gemüthsgrazie den Familienkreis schmückte und die blühenden Knaben aus voriger Ehe um ein Schwesterlein vermehrte, das, an Göthe's Geburtstag die Welt erblickend, den Namen „Clärchen" empfing.

Zu jener Zeit schrieb Gutzkow jenes großartige, an Scenen und Charakteren so reichhaltige Werk, das mit meisterhaftem Geschick die ganze große Bewegung der Zeit an unserem Auge vorüberführt und zur Bewunderung der außerordentlichen Geisteskraft anregt.

Zur Erläuterung seiner Intention sagt Gutzkow selbst: „Die „Ritter vom Geiste""

sind hervorgegangen aus dem mächtigsten Drange der Menschenliebe. In den Tagen von 1849, in einer Zeit des Hasses und der Verfolgung, sah sich das bekümmerte Auge sehnsüchtig um nach den gleichen Kennzeichen edlerer und humaner Empfindung. — Die Grundlage und Voraussetzung einer solchen Aussöhnung, wie der Verfasser in trüber Zeit bezweckte, mußte der Glaube sein an das ewig Gleichartige im Menschen, an den Widerklang derselben Wahrheiten in allen Gemüthern, an die gleiche Vertheilung des reinen Gottäthers der Idee in allen Herzen."

Der Grundgedanke, der aus jeder Zeile des Romans an unsere Sinne klingt, ist der: „Wir haben eine Zeit der Niederlage für jede große und schöne Idee erlebt." Zu keiner andern Zeit hätte ein solches Werk entstehen können. Gutzkow erblickte vor sich eine Gesellschaft, welche in müder

Erschlaffung ruhte, so still, so abgeschlossen, so weit davon entfernt, sich zu einer neuen Thätigkeit, die ihre Physiognomie verändern könnte, zu erheben, als ob sie sich eigens für den Maler drapirt und gesetzt hätte. Der Roman enthüllt das Bild der norddeutschen oder vielmehr der Berliner Gesellschaft von 1850, in welche er die romantische Idee eines neuen Ritterordens, eines mächtigen Geheimbundes für die Erzielung einer gesellschaftlichen Wiedergeburt hineintrug. Man könnte ihn fingirte Memoiren jener Zeit nennen, denn diese strahlt er mit einer Lebendigkeit und Treue wieder, wie Saint-Simons, der Herzogin von Nevers oder der Marquise von Crequy Memoiren nicht treuer das Hof-, Adels- und Bühnenleben des vorigen Jahrhunderts.

Wir sehen mit diesem Romane Gutzkow auf dem Gipfelpunkte seiner schöpferischen Kraft. Mit den „Rittern vom Geiste“ und dem 1862 vollendeten „Zauberer von

Rom" gab Gutzkow der deutschen Literatur zwei Meisterwerke, die seinen Namen späten Jahrhunderten bewahren werden.

Noch gewaltiger ist die schöpferische Idee des letzteren. Es behandelt die Kirche in ihrer Totalität. Alle Phasen der Religion treten da verkörpert in einzelnen Personen auf. Der Dichter entfaltet die Ideen Roms, die Ideen der christlichen Kirche. Beide Romane verknüpft der Contrast; in den „Ritter vom Geiste" hält Gutzkow Heerschau über die Kämpfer für die Freiheit der Idee, im „Zauberer von Rom" über die Heere, die sie knechten wollen.

Befangene haben dem Dichter den Vorwurf einer ungerechtfertigten Vorliebe für den Katholicismus gemacht. Es heißt das Wesen und den Sinn des Buches absichtlich verkennen oder voll Befangenheit es nicht durchdringen, wenn man katholische Tendenzen darin findet; im Gegentheil, es ist eine laute männliche Kriegserklärung

gegen Rom, die sich nur darin gründlich getäuscht, daß sie von irgend welchen, noch so großartigen und umfassenden Reformen, die ein letzter Papst, ein letztes Concil geben könnte, Rettung einer dem Untergang geweihten Religionsanschauung erwartet. Der römische Spuk hat sich überlebt, vor den Sonnenstrahlen der Wissenschaft und des Geistes flattern nur Fledermäuse und Eulen um den Stuhl des unfehlbaren Zauberers. Das letzte Concil konnte überwundene Dogmen nicht befestigen, sondern nur die Tragödie, die zwei Jahrtausende auf dem Continent gespielt, mit einer Posse zu allgemeinem Gelächter schließen.

Der „Zauberer von Rom" hatte ein kleines literarisches Nachspiel, das sich theils in den seit 1852 von Gutzkow redigirten „Unterhaltungen am häuslichen Herd", theils in anderen Journalen im Jahre 1860 abspielte.

Gutzkow ward durch mehrere Jahre

von Frau v. Gravenreuth, geb. Gräfin Hirschberg in Wien, zum Ankauf eines Manuscriptes, anfangs zur vollständigen Herausgabe, später zu selbstständiger Bearbeitung als „Ideenmaterial" gedrängt. Sie verlangte dafür 100 Thaler. Gutzkow lehnte den Ankauf ab, da jedoch die Verfasserin in äußerster Bedrängniß zu sein erklärte, so gab er ihr eine seinen Verhältnissen entsprechende Hilfe. Die Dame aber wollte kein Geschenk, sondern richtete an Gutzkow unterm 12. Dezember 1853 die „Bitte": „Um sich für diese gütig mir geliehene Summe bezahlt zu machen, wollen Sie aus meinem Manuscripte irgend einen Stoff herausnehmen zu einer Novelle oder dergleichen."

Auf diese Autorisation hin erlaubte sich Gutzkow, im „Zauberer von Rom" die statistische Notiz den Memoiren zu entnehmen: „Bei einer Untersuchung, die König Max einmal in einem adeligen Töch-

terinstitut anstellen ließ, fand sich, daß fast die Hälfte von 180 jungen Mädchen keinen richtigen Wuchs oder Gang hatte." Die übrigen Anschuldigungen, die darin bestanden, Gutzkow hätte erst nach der Lectüre dieser Memoiren den Gedanken gefaßt, ein Kind auf dem Streckbette zu schildern und Paula zur Clairvoyanten zu machen, widerlegte er dadurch, daß er aus seinen Notizbüchern die bereits zwei Jahre vor der Bekanntschaft mit jenen Memoiren entworfenen Grundzüge des Romans zur Einsicht stellte.

VIII.

Gutzkow hatte in Dresden mit Jul. Hammer, Berth. Auerbach und Anderen die Schillerstiftung gegründet, deren Zweck es ist, verarmte oder in Noth sich befindende Schriftsteller zu unterstützen. Als ihr Generalsecretär besorgte er gegen ein Jahresgehalt von 500 Thalern ihre zeitraubenden Geschäfte, bis ihm durch Intriguen jeder Art dieses Amt gründlich verleidet wurde.

Mißhelligkeiten mit dem Vorstande der Schillerstiftung, mannigfaltige gegen ihn erhobene Anklagen, die alle darauf hinausliefen, daß Gutzkow die Schillerstiftung zu einer Sinecure und Gutzkowstiftung

umzugestalten alle Hebel in Bewegung setze, versetzten ihn endlich in eine bei seinem reizbaren Gemüthe fürchterliche Aufregung.

Als er noch in Dresden wohnte, erzählte er einst in Gegenwart eines Freundes bei Tische von einem Manne, der aus Eifersucht seine Frau, seine Kinder und dann sich selbst umgebracht habe. Gutzkow's Gattin entsetzte sich darüber, daß der Mann auch seine Kinder ermordet. „Das liegt so im Volk," bemerkte Gutzkow, „ihre Kinder sollen mit ihnen das gleiche Schicksal tragen, sie denken, wo wir hingehören, müßt ihr auch sein. Deshalb kommt auch dieser Mord an Kindern beim Selbstmord der Eltern sehr oft vor." Seine Gattin bestritt dies und behauptete, daß es in andern Fällen, in denen bitterer Noth, aus Liebe geschehe man wolle die Kinder nicht verwaist und hilflos in dieser starren Welt zurücklassen.

„O, für diese Kinder würde gesorgt werden, wenn sich die Eltern das Leben genommen," meinte Gutzkow, „das ist förmlich ein starker Klingelzug, um Leute herbeizurufen und ihnen zu sagen: Hier ist Noth — helft!"

„Du meinst also, daß sich dann die Eltern nur deshalb tödten müßten, um die Existenz ihrer Kinder zu sichern?" erwiderte Gutzkow's Frau, „wenn es eines solch starken Klingelzuges bedarf, dann ist es schlimm und wird auch nicht viel helfen."

Gutzkow lachte, und das Gespräch abbrechend, reichte er seiner Gattin freundlich die Hand mit den Worten: „Nun, wir verstehen uns schon."

Der Zuhörer ahnte damals wohl nicht, daß Gutzkow bald selbst nach diesem Klingelzuge greifen würde. Und doch ging längst durch sein Wesen eine nervöse Reizbarkeit, die zu dieser Katastrophe führen mußte.

Am 15. November 1864 kam Gutzkow um seine Entlassung beim Verwaltungsrathe der Schillerstiftung ein, und wiederholte am 22. aus Amsterdam, wohin ein Geschäft aus Familienangelegenheiten ihn gerufen, sein Entlassungsgesuch. Er erhielt, nachdem beide Schreiben sämmtlichen Verwaltungsräthen zum Beschluß vorgelegen hatten, die gewünschte Entlassung, zum 31. December einstimmig bewilligt.

Trotzdem mochte Gutzkow eine Gewährleistung seines Entlassungsgesuches nicht erwartet haben, und es versetzte ihn, bei dessen unsicheren pecuniären Verhältnissen ein Jahrgehalt von 500 Thalern eine wesentliche Zubuße war, in nicht geringe Gemüthserregung. Am Weihnachtstage wurde er nur mit Mühe dazu gebracht, in das Zimmer zu treten, wo sich seine Kinder über den Weihnachtsbaum freuten. Und als er endlich eintrat, rann ein Strom von Thränen über sein

Gesicht und er rang, gleichsam ein Unglücklicher, die Hände. In dieser Stimmung erfuhr er, daß sein Sohn gegen sein ausdrückliches Verbot in Bremen zur Bühne gegangen war. Dieser Vorfall steigerte seine Aufregung auf das Höchste und in dieser Stimmung mag er den Gedanken zum Selbstmorde gefaßt haben.

Ein Brief, in welchem er der Firma Brockhaus anzeigte, daß er über den ersten Band eines neuen Romans, den er zur Drucklegung für den Anfang des Jahres 1865 in Aussicht gestellt hatte, persönlich Rücksprache nehmen werde, zeigte Spuren einer befremdenden Geistesverwirrung. Kaum meldete eine neuere Nachricht, daß er sich nach Friedberg (unweit Frankfurt) begeben habe, um dort mit einem befreundeten Arzte zusammenzutreffen, als auch schon unterm 14. Jänner aus Friedberg selbst die Nachricht eintraf, daß Gutzkow im Hôtel Trapp einen Selbstmordversuch

gemacht hätte. Die Aeußerungen, welche er gethan, als man ihn blutend fand, gaben einen Fingerzeig, welchen Vorstellungen seine unselige That entsprang.

Gutzkow war beherrscht von der Idee, das Opfer seiner Feinde zu sein, die darauf ausgingen, ihn vollständig zu demüthigen und moralisch zu vernichten, die sogar seinen finanziellen Bankerott vorbereitet hätten. Es sei ihm daher nichts übrig geblieben, als ihnen aus dem Wege zu gehen und sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen, aber auch dies sei seinen Feinden nicht verborgen geblieben, sie hätten ihn überall hin verfolgt; so sei er geflohen von Stadt zu Stadt, von Bamberg nach Meiningen, Cassel, endlich nach Friedberg. Hier habe er sich unbeachtet geglaubt und dies sofort zur Ausführung seines Vorsatzes benutzt; er schnitt sich nun an beiden Oberarmen die Adern durch, brachte sich an beiden Seiten des

Halses tiefe Schnittwunden bei und stieß sich zweimal den Dolch in die linke Brust. Das Bewußtsein verließ ihn nicht. Er erwartete eine halbe Stunde ruhig den Tod, endlich versetzte er sich einen dritten Stich bis an das Heft; der Schmerz, den dieser Stich, mit dem er die Lunge getroffen zu haben glaubte, verursachte, war ein so furchtbarer, daß er nicht Herr über sich selbst blieb. Er sprang auf, warf sich auf den Fußboden, stöhnte und ächzte.

Darüber entstand Aufmerksamkeit im Hause, und als die Besitzerin des Hôtels den Fremden im Blute schwimmend fand, vermuthete sie einen unglücklichen Spieler aus einer der benachbarten Spielhöllen und ließ ihn in das Spital schaffen. Erst nachher erfuhr man, wer der Unglückliche gewesen.

In der Heilanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth besserte sich unter der Pflege des humanen, dort dirigirenden Arztes

Dr. Falco sein Zustand sichtlich, doch es währte Monate, ehe er von dem Hirngespinnste einer ihm bevorstehenden Wahnsinnsumnachtung seines Geistes genas.

Nun trafen sowohl die Gesammt-Schillerstiftung zu Weimar, als auch der Dresdener-, Leipziger- und Wiener-Schillerfond Verfügungen zu seinen Gunsten.

Die Romane „Hohenschwangau“ (1867) und „Die Söhne Pestalozzi's“ (1870), sowie die herrlichen Aphorismen „Vom Baume der Erkenntniß“ (1868) gewähren der deutschen Nation die beschämende Beruhigung, daß der bedeutendste Schriftsteller ihrer gegenwärtigen Epoche in der entsetzlichsten Stunde seines Lebens hart am Rande des Grabes vorüber mußte, um zu neuem Schaffen mit ungeschwächter Kraft erstehen zu können.

IX.

Fassen wir das Bild des Mannes zusammen, wie es sich aus dem Vorstehenden ergiebt, so ist Gutzkow ein Talent, das an Fruchtbarkeit und Productionskraft von keinem anderen übertroffen wird. In allen Gebieten der Literatur begegnen wir ihm, und selbst seine Irrthümer waren Wegweiser zur Revision des Berührten und dadurch Mittel zu neuen Resultaten. Wenige Schriftsteller Deutschlands haben solches Glück erfahren und solches Mißgeschick; wenige in solchen Jahren so mächtig an- und aufgeregt, so scharf und tief in den Gedenkbaum der Gegenwart ihren Namen eingeschnitten. An seiner

Stimmabgabe hat es nie gefehlt, mag die Frage eine theologisch-kirchliche, wie die Kölner Angelegenheit, oder eine philosophische, wie der Streit Leo's und der Hegelingen, oder eine politische, eine sociale oder literarische gewesen sein. Nicht unter fremdem Einfluß mühsam gebildet, sondern ein ursprüngliches Talent, ewig und immer im Werden begriffen, war er stets ganz von der Gegenwart durchdrungen, nahm ihr Element, die Reflexion, in ganzer Kühnheit in sich auf und strömte sie in alle Gebiete des Lebens in ganzer Gemüthstiefe aus.

Er ist sein ganzes Leben hindurch ein unabhängiger, armer und vielfach verfolgter deutscher Dichter geblieben und hat nie aufgehört, recht eigentlich im Schweiße seines Angesichtes zu arbeiten und dem Namen der deutschen Nation durch die Resultate seiner Arbeiten Ehre zu machen. Ja, wäre er ein Brite gewesen, die Dankbar-

keit seiner Mitbürger hätte ihm längst die Ehrenpforte des Oberhauses aufgethan und ihm den Nachruhm, so gut sie vermag, vorausbezahlt; wäre er ein Franzose gewesen, Louis Napoleon hätte den Versuch gemacht, ihn durch eine Senatorenstelle oder andere Sinecure zu sich herabzuziehen, aber Gutzkow kam als deutscher Dichter mit dem Fluche auf die Welt — kein Vaterland zu haben. In Berlin geboren, gehörte sein Herz, sein Denken, sein Streben der deutschen Nation, und was sollte sie ihm bieten? Doch unverzagt —

Auf Jahre nicht capitulirt die Liebe,
Ein ungetheiltes Leben setzt sie ein!

Ende.

Druck von Carl Finsterbeck in Wien.

(Fortsetzung des Prospectes von der vorigen Umschlagseite.)

So sind für die erste Serie:

Uhland, als der größte Lyriker und politische Dichter unserer Zeit; **Carl Vogt**, als der eifrigste Kämpfer für Wissenschaft und Wahrheit gegen physische Verdummung; **Lassalle**, als der Urheber der socialen Bewegung in Deutschland; **Dumas Sohn** als der Matador der modernen dramatischen Schule; **Rossini**, als eine der interessantesten schöpferischen Individualitäten im Reiche der Töne; **Arthur Schopenhauer**, als der Philosoph unseres pessimistischen Jahrhunderts; **Alex. Herzen**, als fanatischer Kämpfer für nationale Freiheit; **Gutzkow**, als der bedeutendste Repräsentant des deutschen Romanes; **Kaulbach**, als der hervorragendste Historienmaler der gegenwärtigen Kunstepoche; **Rich. Wagner**, als bahnbrechendes Talent auf dem Gebiete der dramatischen Musik; **Dawison**, als einer der bedeutendsten darstellenden Künstler der Gegenwart; und die **Gräfin Hahn-Hahn**, als typisch höchst interessante weibliche Individualität unserer Zeit ausgewählt worden, Namen, die gewiß durch ihren europäischen Ruf zu der getroffenen Wahl berechtigen.

Zur Vervollständigung des Gesammtbildes ist jeder der Biographien, die sämmtlich durch Gehalt und Ausstattung gerechten Anspruch auf das Interesse des gesammten gebildeten Publikums machen können, ein von künstlerischer Hand ausgeführtes Portrait beigegeben.

Die einzelnen Biographien erscheinen in selbstständigen monatlichen Heften von 5—6 Bogen, so daß nach Ablauf eines Jahres die erste Serie abgeschlossen sein wird.

Der äußerst niedrige Preis: 30 kr. ö. W. = 5 Sgr. jedes Heft, macht das Unternehmen zu einem, dem gesammten Publikum, zugänglichen.